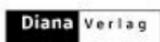


KERSTIN CANTZ

Die Hebamme

Roman



Inhaltsverzeichnis

Das Buch

Natürlich wusste Marietta, was mit einer Nachgeburt zu geschehen hatte. Sie wurde im Keller vergraben oder an einem anderen Ort, sofern er sich unter dem Dach des Hauses befand. Die Nachgeburt durfte das Haus, in dem ein Kind geboren war, nicht verlassen. Das wusste Marietta.

»Sie können sie auch verbrennen«, hatte die Gottschalkin gesagt. »Wenn Sie das lieber tun möchten, ist nichts Falsches daran.«

Marietta musste wegschauen, als die Hebamme es in Stroh und ein Leintuch wickelte, das sie aus ihrer schwarzen Ledertasche nahm. Die Gottschalkin hatte sich vom Boden erhoben mit einem kleinen Ächzen, für das sie zu jung war. In allem war sie anders, als sie sich vorgestellt hatte.

Ihr Griff war fest gewesen und bestimmend, als sie Marietta das Bündel übergeben hatte.

»Nur tun sollten Sie es.«

Und dann hatte sie gelächelt. Das Lächeln hatte sie schön gemacht. Vielleicht war es Marietta auch nur so vorgekommen.

Die Flammen waren blau, fast violett. Unter einer weißen Schicht fiel das Ding in sich zusammen. Es brannte lange, bis es verschwand.

Mariettas Hände glitten unter die Schürze. Durch die Falten des Kleides konnte sie die Hitze auf ihrem flachen Bauch spüren. Erst als sie die Augen schloss, drang der Geruch in ihre Nase. Sie wunderte sich, dass der Gestank nach verbranntem Fleisch ihr gar nichts ausmachte.



Das Mädchen lag auf der Seite, das Kind dicht bei sich. Sie hatte die Beine angezogen, und ihr eingerollter Körper umschloss den kleineren.

Sie suchte Trost, und das war etwas, das Elgin Gottschalk nicht zu bieten hatte. Und Mitleid, fand sie, war wie ein

Verbündeter der Ohnmacht. Deshalb mochte sie es nicht. Es gab kaum etwas, was sie dem Mädchen raten konnte. Das Kind in Kost zu geben hieße, es dem Tod auszuliefern. Bei einer der Frauen, die selbst nichts hatten, die den Säugling mit unverdünnter Kuhmilch fütterten oder mit gequetschten Kartoffeln. Die ihm ein Lutschbeutelchen mit Mohn in den Mund steckten, wenn er schreien würde vor Hunger, damit er endlich damit aufhörte. Elgin wusste sehr wohl, dass nicht jene Pflegemütter in gutem Ruf standen, bei denen die Kinder gediehen, sondern jene, bei denen sie schnell starben. Was also hatte sie dem Mädchen zu sagen?

»Bevor ich aus Marburg weggehe, möchte ich ihm einen Namen geben.« Zuerst war es nur ein Flüstern, dann festigte sich Lenes Stimme mit jedem hastig hervorgestoßenen Satz. »Ich weiß, dass eine Wehemutter das tun darf, ich war selbst dabei. Ich weiß, dass ein Kind schnell getauft sein muss, wenn es schwach ist. Und es ist doch schwach, nicht?« Sie hatte sich aufgerichtet, sie wiegte und schuckelte das Neugeborene, als habe sie darin bereits Erfahrung.

Lene schaute Elgin mit Augen an, die so dunkel waren, dass sie keine Farbe in ihnen erkennen konnte. Die Haare fielen ihr strähnig ins Gesicht, in dem Tränen und Schmutz ein wirres Muster hinterlassen hatten. Sie hatte sich geweigert, es reinigen zu lassen, sie hatte den Kopf abgewandt und sich ins Stroh gepresst, vorhin, als ihre Dienstherrin sie beschimpfte.

Elgin hatte die Frau zum Schweigen bringen müssen.

Dann erst hatte sie die Röcke des Mädchens zurückgeschlagen und mit dem Schwamm, den sie ihrer Tasche entnommen und mit warmem Wasser getränkt hatte, das Blut von den Beinen gewaschen. Sie war unter ihrer Berührung zurückgezuckt und dann wie in einem Krampf erstarrt.

Lene hatte sich nicht gerührt, gab keinen Laut von sich, auch nicht, als der Schwamm ihr gedehntes Geschlecht berührte. Elgins warme Finger waren vorsichtig gewesen, um zu ertasten, was wichtig war. Der Körper des Mädchens war unter ihren Händen wie ein gespannter Bogen, und nicht das sanfteste Wort hatte sie erreichen können. Als Elgin die Schließe ihres Umhangs löste, ihn von den Schultern nahm und über sie breitete, als die weiche Wolle die Wange des Mädchens berührte, hatte es die zusammengekniffenen Augen geöffnet, und das Stroh hatte knisternd unter ihr nachgegeben.

Es musste eine gute Stunde vergangen sein seitdem, und sie fragte sich, ob die Hausherrin ihre stummen Zusagen einhalten würde.

»Wo willst du denn hingehen mit deinem Sohn?«

Elgin strich dem Kind über die Wangen. Es zuckte in dem kleinen Gesicht, als träumte es von dunklen Dingen, der Mund öffnete sich und ließ auf den Schrei warten.

»Weg. Ich werd schon einen Platz finden, wo ich mit ihm bleiben kann.«

»Was ist mit deinen Leuten?«

»Sie werden mich nicht wollen, wo sie mich doch gerade erst losgeworden sind. Da sind noch sieben Geschwister.« Sie drückte das Kind an ihre weiche, nackte Brust. »Sieben, wenn alle über den Winter gekommen sind. Bitte, ich will ihn Felix nennen. Ich hab mal sagen hören, dass heißt etwas Gutes.« Ihre Hand krallte sich in Elgins Ärmel.

»Es bedeutet der Glückliche. Ein schöner Name«, sagte Elgin. »Aber du solltest noch nicht fortgehen, solange du keine Milch hast. Du wirst zu essen bekommen und gestärkt sein. Es ist für euch beide besser.«

»Nein.« Lene ging auf die Knie, hielt sich weiter an ihr fest. Das Mädchen konnte ihr Kind nicht ungestraft zur Taufe tragen. Dem Pfarrer würde es nicht genügen, sie des unehelichen Beischlafs zu bezichtigen und vom Abendmahl

auszuschließen, denn die Kirche führte den Kampf gegen die Unsittlichkeit Hand in Hand mit den landesherrlichen Obrigkeiten. Er konnte sie anzeigen, um ihr zusätzlich eine weltliche Geld- oder Leibesstrafe auferlegen zu lassen. Für Lene bedeutete dies, einen Jahreslohn zu entrichten, über den sie nicht verfügte, oder mehrere Monate Kerker.

»Wenn Ihr meinem Kind diesen Namen gebt, dann weiß ich, dass er uns Glück bringt. Auch wenn es schwach ist.« Lene schob das Kind in Elgins Arme. »Und es ist doch schwach, nicht?«, wiederholte sie flüsternd. Sie faltete die Hände. Sie senkte den Blick, sobald die ruhige, dunkle Stimme der Hebamme anhob, das Gebet zu sprechen.

Elgin Gottschalk benetzte die Stirn des neugeborenen Jungen mit dem Wasser aus einem silbernen Klistier, das sie für den Fall einer Nottaufe immer bei sich trug, und segnete das ungewöhnlich stille Kind. Es öffnete die Augen, kaum dass es seinen Namen erhalten hatte.



Konrad kam es vor, als hätte es den Ärger, der noch vor wenigen Momenten an ihm gefressen hatte, nie gegeben. Leise zog er sich zurück. Der dürre Körper des Hausierers juckte vor Aufregung, bis hinauf zum Kopf, und dass ein paar Läuse in seinen verfilzten Haaren ihren Anteil daran hatten, kümmerte ihn nicht.

Das eingebildete Weib hatte ihn angefaucht, obwohl er im dunklen Flur auf sie gewartet hatte, sodass ihn niemand sah. Nach einer Weile war das ihre Abmachung gewesen, Konrad hatte sich stets daran gehalten, nicht nur weil sie gut zahlte.

Die Geheimnistuerei war Teil des Geschäfts, wenn er ihr die Mittel brachte. Sie wollte es so, weil sie vor nichts mehr Angst hatte, als sich dem allgemeinen Spott preiszugeben. So gut kannte er sie. Er hatte nicht geahnt, dass sie ihn

dafür hassen würde.

Solche Sachen passten nicht in seinen sturen Schädel; da gab es genug, mit dem er sich zu befassen hatte. Er musste sehen, wo er seine Waren billig kriegte oder anders herschaffen konnte. Die Eisenwaren, Sensen, Sicheln und Futterklingen. Konrad sammelte außerdem Lumpen oder ließ sich damit bezahlen, wenn einer nichts hatte. Bei den Papiermühlen konnte er noch immer einen Gewinn damit machen. Wenn man ihn darum fragte, trieb er auch magische Mittel auf, für die er meist einen guten Preis erzielte, weil er sie unter der Hand verkaufte. Er konnte sich was drauf einbilden, wie gut er wusste, was die Dörfler brauchten und was er den Städtern bieten musste.

Und dann musste er noch seinen Bruder im Zaum halten, Frieder, der Kräfte hatte, die seine weit überstiegen. Aber nur in Armen und Beinen, deshalb ließ er ihn den Karren ziehen. Ein Mordskerl, im Kopf zappenduster. Doch es hatte sein Gutes, denn er tat, was man ihm sagte. Er wartete auch an der Kirche, wenn er hier im Haus des Töpfers zu tun hatte oder sonstwo unterwegs war. Frieder mochte die heilige Elisabeth, er fand sie schön und glotzte sie gern an. Niemand konnte was dagegen haben.

Aber sie, dieses hochnäsige, blöde Weib hatte was gegen Frieder. Sie konnte ihn nicht aushalten und fand, dass er stank. Herrgott, er selbst stank schlimmer, aber ihm traute sie sich das nicht zu sagen, denn er brachte ihr die Mittel.

Bis heute. Konrad hatte sich die Mühe gemacht, eine echte Alraunwurz aufzutreiben, ein haariges Ding, von dem man sich erzählte, es würde vor Schmerzen schreien, wenn man es aus der Erde zog. Das hatte Eindruck auf sie gemacht. Er kriegte sie immer mit diesen Geschichten, selbst wenn er schon manches Mal gedacht hatte, sie glaubte ihm nicht mehr. Aber sie musste. Es blieb ihr nichts anderes übrig. Bis heute.

Sie hatte ihn angefaucht wie ein Frettchen, wenn man es am Wickel hatte. Er solle sich nie wieder hier blicken lassen.